

Die heutige Stellung der schweizerischen Burgenforschung



Um überhaupt zur Themastellung in nähere Beziehung treten zu können, ist es notwendig, sich darüber Rechenschaft zu geben, was Burgenforschung bedeutet und was man von ihr erwartet. Es kann sich auf jeden Fall nicht nur darum handeln, Stammbäume von adeligen Familien oder Ministerialen herzustellen, schriftliche Notizen über Burgen zu sammeln oder Burgruinen recht und schlecht auszugraben. **Burgenforschung**, die Bezeichnung ist vielleicht irreführend, heißt die **Stellung und Bedeutung der Burgen und ihrer Bewohner im wirtschaftlichen, kulturellen und militärischen Leben zu klären und zu erfassen**. Wenn wir daran denken, daß eine vierstellige Zahl von großen und kleinen Burgen während des Mittelalters im Gebiet der heutigen Schweiz existierte, gibt uns das Fingerzeug genug, daß man, will die Kulturgeschichte jener Zeitperiode begriffen werden, an diesen historischen Zeugen nicht vorbeisehen kann.

Es ist außerdem nicht zu bestreiten, daß neben dem Klerus und dem erwachenden Bürgertum der Adel aller Stufen auch in unserem Land eine maßgebende Rolle gespielt hat. Man sollte also glauben, daß die mittelalterliche Geschichtsforschung hier hervorragende und teils erschöpfende Arbeit geleistet hat. Wer sich aber ernsthaft mit Burgenforschung beschäftigt, oder auch nur einen Teil, beispielsweise Burgenarchäologie, sich zu einer seiner Hauptaufgaben gestellt hat, sieht sich fast überall auf Neuland, tappt sofort im Dunkeln, stochert in unbeackertem Gebiet oder stellt mit Schrecken fest, daß während Jahrzehnten vielerorts absolute Dilettantenarbeit geleistet worden ist. Wir möchten damit nicht die vielen ernsthaften Forscher kritisieren, welche auf Teilgebieten wertvolle Vorarbeit geleistet haben, sondern wir wollen mit aller Deutlichkeit die Pseudowissenschaft brandmarken.

Wir dürfen es vorweg nehmen, eine zusammenfassende „Burgenkunde“ der Schweiz existiert noch nicht und wird auch in absehbarer Zeit nicht möglich werden, weil wir uns tatsächlich auf diesem Gebiet noch im wirklich dunklen Mittelalter befinden.

Es stellt sich somit sofort die Frage, was denn bis heute an **Vorarbeiten und Grundlagen** geschaffen worden sei. Wir können es in wenigen Zügen folgendermaßen zusammenfassen:

Die wertvollste Arbeit liegt in der Edition eines großen Teils der schriftlichen Quellen. Diese beziehen sich allerdings weniger auf die Burgen, die Wehranlagen und Wohnbauten selbst (meist sind nur ihre Namen erwähnt) als auf deren Bewohner. Auch genealogisch liegen gute Grundlagen bereit. Sie beziehen sich aber fast durchwegs nur auf einzelne Familien. Die Querverbindungen sind nicht hergestellt. Auch die klassenmäßige Rangordnung und die damit verbundene Bedeutung der Einzelpersonen oder ganzer Sippen harren noch in den meisten Fällen der Klärung. Die wirtschaftliche Eingliederung ist praktisch nirgends erfaßt.

Folgen die Burgen, die Wehranlagen selbst. Es liegt eine Großzahl von Einzelarbeiten vor. Wie weit sind sie förderlich und für das Weiterkommen zu gebrauchen. Wenige befassen sich ernsthaft mit der Baugeschichte. Als prächtige Ausnahmen mögen Erwin Poeschels Bänder Burgenbuch und die Einzelarbeiten von Louis Blondel über die Walliserburgen erwähnt sein. Die meisten Werke beschränken sich auf den beschreibenden Teil, ohne aber die Problematik der Entwicklungsgeschichte auch nur annähernd zu erfassen. Kaum eine noch erhaltene Burg ist im Urzustand verblieben. Um-

bauten, Erneuerungen, Ergänzungen, Anpassungsarbeiten an die neuen Waffen, technische Forderungen usw. haben den ursprünglichen Bestand bis zur Unsichtbarkeit gewandelt. Das Herausarbeiten der verschiedenen Bautappen ist dadurch vielfach ohne schwerwiegende und kostenfordernde Eingriffe nicht mehr möglich. Die Lebensbedingungen auf den Burgen haben sich ebenfalls mit den baulichen Änderungen verschoben, so daß auch in dieser Richtung überhaupt keine oder nur schlecht fundierte Rückschlüsse gezogen werden können. So bleiben grundsätzlich nur noch der Spaten oder die Spitzhacke.

Schon reichlich früh hat man zu dieser Möglichkeit Zuflucht genommen. Leider allzufrüh. Was auf archäologischem Gebiet im letzten Jahrhundert an Burgstellen gesündigt wurde und bis in die neueste Zeit gesündigt wird, spottet jeder Beschreibung. Es tönt unglaublich, ist aber sofort belegbar, daß die Prähistoriker beispielsweise besser über die Kultur der späten Bronzezeit orientiert sind als die heutigen Archäologen des Mittelalters über die ritterliche Kultur im 11. Jahrhundert. So hatte ich Gelegenheit, nicht nur verschiedene Ausgrabungen zu besichtigen und selbst zu leiten, sondern auch an bereits ausgegrabenen Objekten Nachgrabungen vorzunehmen; die dabei gemachten Erfahrungen geben mir genügend Grundlagen für die eben erhobenen schweren Anwürfe.

Es ist erschreckend, feststellen zu müssen, daß Burgen noch heute „gesäubert, ausgeräumt“ werden, damit man den Mauerverlauf erkennen kann und damit in der Lage ist, die vom Zerfall bedrohten Konstruktionen zu schützen. Den Kleinfunden, den Fundumständen, dem Schichtverlauf usw. wird kaum Beachtung geschenkt; und dies geschieht deshalb, weil man bei Burgausgrabungen angeblich immer nur die gleichen Sachen findet:

Scherben, Eisenteile und Knochen und leider nur ganz selten Geld und Gold.

Aber gerade mit dem Ausräumen und dem Konservieren der Mauern allein ist es bis heute ja noch nicht gelungen, klare **Burgentypen** in unse-

rem Gebiet herauszuarbeiten und zu erkennen. Wir sind uns dabei der großen Schwierigkeiten bewußt. Mindestens 3 Kulturgruppen treffen sich auf unserem Heimatboden. Teilweise überschneiden sie sich, und die einzelnen Stilmomente werden dadurch verwischt. Von Süden, Westen und Norden schoben sich die verschiedensten architektonischen Auffassungen gegen das Zentrum unseres Landes vor. Außerdem sind Burgen, soweit wir heute orientiert sind, nicht nach strengen Regeln, wie etwa Gotteshäuser, geplant und aufgebaut worden. Wir finden in der großen Ordnung der einzelnen Gebäude keinen strengen Rhythmus; keine allgemeine Norm von Proportionen läßt Rückschlüsse auf Datierungen zu. Vielmehr war meist der Terrainverlauf maßgebend.

Das gilt für Tal- und Höhenburgen. Wohl wurden zum Teil große Erdbewegungen vorgenommen, aber ein Programm, wie bei Sakralbauten, können wir nicht feststellen. Auch die **Materialwahl** kann nur bedingt wegleitend sein. Wo Steine, abgearbeiteter Fels oder sogenannte Bollensteine zur Verfügung standen, fanden sie im Bau Verwendung. Wo dies nicht der Fall war, und dies trifft in unseren Gemarkungen recht wenig zu, bediente man sich des vorfabrizierten Ziegels. Wann der Ziegel Verwendung fand, wissen wir noch nicht. Andererseits sind eigentliche Holz- und Erdburgen leider in der Schweiz noch nicht untersucht worden. Dies ist umso erstaunlicher, als Holz bei uns als Baustoff in unbeschränkter Zahl zur Verfügung stand. Die Grabungen in den letzten Jahren haben jedoch zur Genüge klargestellt, daß jedenfalls im Früh- und Hochmittelalter oft nur die wesentlichen Elemente einer Wehranlage in Stein ausgeführt wurden, wogegen jene Bauteile, welche nicht der reinen Verteidigung dienten, weitgehend in Holz konstruiert waren. Ich habe ausdrücklich das Hochmittelalter erwähnt, weil die Erforschung frühmittelalterlicher Burgen in der Schweiz noch gar nicht in die Hand genommen worden ist. Die Zeit zwischen 800 und 1100 liegt absolut im Dunkeln. Es besteht demnach zwischen der Völkerwanderungszeit und dem Hochmittelalter eine

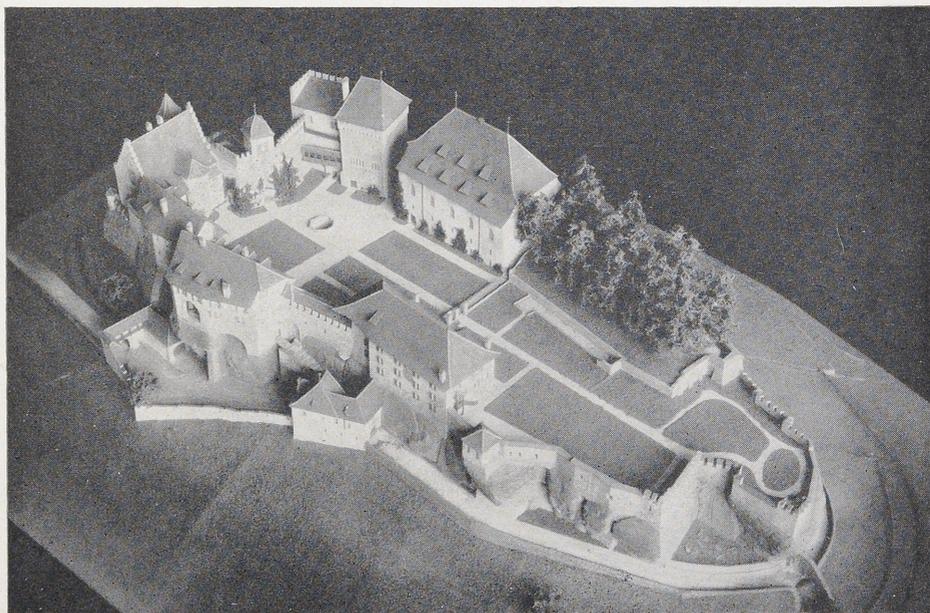


Abb. 1 Lenzburg. Modell von H. Langmark, Zürich, 1925, Schweiz. Landesmuseum.

Kluft, deren Überbrückung und Erforschung von größter Dringlichkeit ist.

Man verlegt sehr oft die Existenz der „**Flihburgen**“ in diese Epoche. Dazu wäre zu bemerken, daß der Begriff der Flihbürg weder baulich noch sachlich geklärt ist. Vor allem wurde in der Schweiz noch nie eine frühmittelalterliche Flihbürg ausgegraben und erforscht. Auch die Erdburgen, von denen z. B. in der Literatur ein großer Teil im Gebiet des Kantons Bern erwähnt wird, dürfen nicht ohne weiteres zu den sogenannten Flihburgen gezählt werden; ja auch der Begriff der Erdbürg ist vage. Im allgemeinen wird darunter eine Holzbürg verstanden; aber die Schlüsse, die aus der reinen Terrainbeschaffenheit gezogen wurden und oft noch werden, sind im allgemeinen falsch. Wir haben die Feststellung gemacht, daß auch die genauesten Kurvenpläne, die je für jede Grabung nötig sind, ohne saubere Sondierschnitte zu völlig irrigen Überlegungen führen können.

Wo stehen denn eigentlich die Pfeiler, die außer den wenigen schriftlichen Quellen nach und nach ein **Gerippe für die Entwicklungsgeschichte**, für die Datierung von Burgenanlagen zu geben vermögen? Es sind unserer Meinung nach: Baufragmente, bearbeitete Bauteile, in bedingtem Rahmen Mauertechniken, wie Buckelquaderungen und Kantenbeschläge; kaum sind es aber Mörtelproben. Hingegen helfen die Kleinfunde, gerade jenes Material, das bis anhin so stiefmütterlich behandelt worden ist. Allerdings sind stichhaltige Beweise ganz selten aus den einzelnen Erkenntnissen zu ziehen.

Erst die gegenseitige Beziehung, das Beurteilen aller in Frage kommenden Faktoren rundet das Bild und führt zu brauchbaren Resultaten. Wenn die Kulturschichten, getrennt nach ihrer Lage, in Zusammenhang mit den Kleinfunden, mit den einzelnen Mauerzügen in klare Relation gebracht sind, wird sich erst der Erfolg abzeichnen. Im großen Rahmen sind aber nur Erkenntnisse zu gewinnen, wenn eine große Zahl von sorgfältigen Einzeluntersuchungen vorliegt. Erst dann kann zeitlich und materiell Ordnung geschaffen werden. Das Puzzle schließt sich aber erst, wenn zu diesen Arbeiten sich die Paralleluntersuchungen über den mittelalterlichen Adel, seine militärische, wirtschaftliche und soziale Stellung, gesellen. Diese wiederum sind aus den schriftlichen Quellen zu erarbeiten. Somit ist wohl hinlänglich genug aufgezeigt, daß beide Quellengrundlagen, die schriftliche und die archäologische, Hand in Hand erfolgen sollten. Anders ausgedrückt, ohne ausgewiesene Teamarbeit ist der absolute Erfolg nicht gewährleistet.

Aber so logisch und so selbstverständlich solche Hinweise tönen, umso stärker staunt man, wie wenig dieser Idealfall angestrebt wird, wie wenig er in der Praxis stattfindet. Der Gründe sind mehrere. Es mangelt, und das ist erfreulich, selten der gute Wille. Hingegen ist kaum ein Forscher in der Schweiz in der Lage, sich beispielsweise ausschließlich mit der Adelsgeschichte des 11. bis 13. Jahrhunderts zu beschäftigen, einer Arbeit, die mehrere Jahrzehnte uneingeschränkter Studiums erfordern würde. Dazu kommt die betrübliche Feststellung, daß für die mittelalterliche archäologische Forschung und die Aufarbeitung der Kleinfunde das nötige Kader absolut fehlt. Wenn man bedenkt, daß in der gesamten Schweiz bis heute, im Jahr zusammengezählt, eine Equipe total während höchstens 4 Monaten sich dieser Aufgabe widmen konnte, so offenbart sich die Schwierigkeit, in einem einigermaßen vernünftigen Rhythmus vorwärtszukommen, sehr deutlich.

Ich habe bis jetzt viel negative Seiten aufgezeigt. Nun liegt mir daran, auch **einige Pluspunkte** zu unterbreiten. Vor allem entwicklungsgeschichtlich sind uns einige Überlegungen gelungen, die sich aus Vergleichen langsam abzuzeichnen beginnen. Sachlich gibt es wohl **2 Burgentypen** in unserem Land, völlig gleichgültig, welchem Kulturgebiet, welchem Stammeskreis sie zugehören: Die von außen nach innen gewachsene und die von innen nach außen sich entwickelnde. Mit anderen Worten: Bei der Gruppe 1 war die Ummantelung, waren Wall und Graben das erste Schutzelement.

An dieser Umwallung, sie mag aus Erde, Stein, aus Holz oder kombiniert gewesen sein, gliederten sich nach und nach die einzelnen Bauteile wie Wohnbauten, Werkstätten, Herrenhaus, Gesindehöfen usw.

Bei der Gruppe 2 hingegen vollzog sich die Entwicklung gerade gegenteilig: Das Zentrum, der Turm, seltener das Herrenhaus, bildete den Ursprung. Um diesen zentralen Bau gruppierten sich nach und nach die Nebengebäude, wie die Kücken um die Henne, ursprünglich wohl nur durch die Palisade, später aber durch die Ringmauer, und wo es möglich war, durch Gräben geschützt.

Diese beiden **Wachstumstypen** sauber herauszuarbeiten, fällt nicht immer leicht; der Versuch ist in dieser Richtung auch noch zu wenig unternommen worden. Hingegen dürfen wir festhalten, daß dort, wo wir es mit einer zielbewußten Neuanlage einer Bürg, einer eigentlichen Gründung zu tun haben, das Wachsen immer nach der zweiten Entwicklungsart vor sich gegangen ist, was insbesondere für die hochmittelalterlichen Burgen zutrifft. Dies wirft wiederum einiges Licht auf die Zweckbestimmung der betreffenden Wehranlagen und demnach auch auf deren Alter.

Außerdem ergibt sich nun noch ein anderes Gebiet zu streifen, die Feststellung der **Kontinuität der Platzwahl**. Die in den letzten Jahren mit den verfeinerten Grabungsmethoden getätigten Untersuchungen von Burgenanlagen ergaben in der überwiegenden Zahl auch prähistorische Funde. Mit einer instinktiven Sicherheit wurden die entscheidenden Orte, die für die Verteidigung geeigneten Örtlichkeiten, aufgespürt. Wenn ich das Wort Kontinuität verwende, so bin ich mir dessen bewußt, daß darunter nicht in allen Teilen eine lückenlose Besiedlung stattgefunden hat. Vielmehr gab es Zeitspannen, die vielleicht über Jahrhunderte dauerten, in denen keine Benützung der betreffenden Orte stattfand. Aber im Laufe der Geschichte, in großen Intervallen, beim Eintreten neuer Kulturgruppen und Kulturstufen, wurden immer wieder die gleichen wehrtechnisch geeigneten Orte berücksichtigt: Bronzezeit — römische Epoche — Völkerwanderungszeit — Mittelalter — Neuzeit mit ihren Grenzbefestigungen während der Weltkriege. Andererseits ergaben aber die neueren Untersuchungen auch, daß lange nicht so viele Wohntürme und Berchfrite auf römischen Fundamenten ruhen, wie dies noch bis in dieses Jahrhundert hinein so oft publiziert worden war.

Es liegt mir nun daran, auch noch **einige Detailresultate** darzulegen, um damit klar zu tun, welchen Weg wir beschreiten und was, obwohl es tropfenweise geschieht, dennoch zu erreichen ist. Es handelt sich um die archäologische Sparte, der ich mich besonders seit Jahren widme. Insbesondere möchte ich mich an die Kleinfunde halten. Sie, in ihrer Beziehung zum ganzen Wehrbau gebracht, vermögen Fragen zu beantworten, welche von der rein architektonischen Seite her nicht zu bewältigen sind.

Metallfunde: Es gibt deren viele. Es sind in großen Zügen in den gleichen Zeitspannen die ähnlichen Erzeugnisse. Ihr Fundzustand ist häufig sehr schlecht und Feinheiten lassen sich erst seit wenigen Jahren erkennen, nachdem die elektrolytische Reinigungsmethode in Anwendung gelangt ist. Insbesondere Waffen und Waffenzubehör, wie Pferdezeug (allerdings ohne Hufeisen) waren einer steten Entwicklung unterworfen. Gegen eine gute Schutzwaffe suchte man die bessere Angriffswaffe; und sobald diese entwickelt war, ging das Hauptaugenmerk wiederum auf die Abwehrwaffe über. Dazu machten diese Gegenstände auch sämtliche Wandlungen der Mode und der Zeiterscheinung mit. Wo also Waffen oder Waffenzubehör in Burgenfunden vorliegen, ist eine Datierung bereits erleichtert. Das gleiche gilt für Gürtelschnallen, für Schlüssel und Schlösser.

Münzfunde sind äußerst wertvoll für Datierungsfragen. Leider gehören Münzen bei Burgenfunden zu den größten Seltenheiten. Dort aber, wo sie vorliegen, bilden sie ein äußerst brauchbares Material.

Scherben. Bis heute zu wenig erfaßt, aber wenigstens als Hilfsmittel in weiten Kreisen bekannt, sind die Keramikfragmente, und zwar handelt es sich dabei sowohl um Gebrauchs- wie um Ofen-

keramik. Gerade die Tonware hat eine stete Entwicklung erlebt und gibt für Datierungen, wie man aus der Urgeschichtsforschung weiß, äußerst brauchbare Unterlagen. Es ist nur davor zu warnen, daß die zeitliche Begrenzung zu eng gefaßt werde. Wohl sind bei Burgenanlagen im allgemeinen nicht geschlossene Keramikkomplexe zu heben. Es handelt sich meist nur um Bruchstücke und Teilobjekte. Die Großzahl der Burgen ist im Laufe der Zeit abgegangen und nur die Basler Erdbeburgen, und diese auch wieder nur zum Teil, bilden eine löbliche Ausnahme. Dort, wo ein Wiederaufbau nicht stattgefunden hat, sind die Fundenerwartungen im allgemeinen von Erfolg gekrönt.

Wenn aber sonst irgend eine mittelalterliche Wehranlage ausgegraben wird, ist man dankbar, entweder das Gründungs- oder das endgültige Zerstörungsdatum zu kennen, um einen Fixpunkt in der ganzen Entwicklungsgeschichte zu besitzen.

Ich möchte einige der Resultate der letzten Jahrzehnte und Jahre aufzeigen. Grundsätzlich besitzt man von der technischen Seite her betrachtet **zweierlei Keramik:** die unglasierte und die glasierte. Die Glasur, einst hochentwickelt und bis zur Vollkommenheit ausgebildet, verschwindet in der Völkerwanderungszeit vollkommen und tritt im Gebiet der deutschen Schweiz erst wieder gegen 1300 erneut in Erscheinung. Man muß sich aber bewußt sein, daß neben diesen glasierten Stücken glasurlose bis weit ins 17. Jahrhundert hinein weiterhin in Gebrauch standen und daß die formale Gestaltung hier erst maßgebend sein kann. Im weiteren war, soweit wir heute zu erkennen vermögen, die Drehscheibe, die Töpferscheibe, im Mittelalter fast stets im Gebrauch. Die Keramik läßt sich also hier ebenfalls nur nach der Form klassieren.

Gesicherte Grundlagen besitzen wir heute nur vom 11. Jahrhundert an. Was älteres Material wäre, läßt sich nur durch Vermutungen klassieren. Bei der Gebrauchskeramik ist es der kugelige Topf mit dem kurzen, schräg nach außen gestellten dicken Rand. Der Dekor beschränkt sich im allgemeinen auf ein niedriges Wellenmuster auf der Schulterpartie. Schalen sind mir keine bekannt. Die Ofenkeramik ist in dieser Zeit nicht gesichert.

Im 12. Jahrhundert bleibt die Kugelform der Töpfe immer noch erhalten, die Ränder hingegen wachsen sich von der Ausschnürung heraus zu einem deutlichen Rand und biegen sich langsam zurück. Der Dekor besteht in der überwiegenden Zahl aus Wellenlinien, bisweilen in versetzten Punkten als Band um die Schulter geschlungen. Andererseits wird die Ofenkachel erfaßbar. Erstmals treten Röhrenkacheln auf. Sie geben den Hinweis auf den geschlossenen Feuerraum. Von Schalen und sonstigen Gefäßen sind wenige Fragmente erhalten.

Das 13. Jahrhundert bringt eine merkwürdige Veränderung. Die Töpfe werden bereits eleganter. Sie verlieren langsam Kugelform. Die Standfläche wird schmaler, die Schulter ist stärker ausgeprägt, der Hals noch deutlicher. Neben dem Wellenlinien Dekor, der wesentlich spärlicher erscheint, tritt nun speziell die Gurte, die horizontale, mehrfach wiederholte Furchung. Beim Rand zeigen sich bereits die ersten Ansätze der späteren gotischen Lippenform. Auch die Ofenkachel ändert sich; sie wird breiter, wandelt sich von der Röhren- zur Becherkachel und ihre Leibung ist fast immer mehrfach gewulstet. Gegen das Ende des Jahrhunderts tritt hier eine völlige Änderung ein. Die Becherkachel wird durch die Pilzkachel ersetzt. Der Grund ist bis jetzt noch nicht gefunden und auch in der Entwicklungsfolge klafft eine Lücke. Um 1300 wird der eigentliche Pilz mit der ersten Glasur, sie ist meistens gelb- oder braungrün, überzogen.

Erstmals werden, aus geschlossenen Fundkomplexen heraus, irdene Schalen, allerdings noch unglasiert, zeitlich fixierbar. Sie sind im allgemeinen flach, besitzen eine sehr schräge Wandung mit nach außen kantig verdicktem Rand. Ihr Ton ist fast immer klingelhart und hellgrau bis gelblich. Und wenn wir nun ins 14. Jahrhundert hineinkommen und diesen Zeitraum überblicken, so zeigt sich eine rasend schnelle Entwicklung, welche besonders gut an der Ofenkachel zu demonstrieren

ist. Diese Erkenntnisse stammen eigentlich erst aus der allerjüngsten Zeit, seitdem ich mich mit der Einrichtung eines Ausstellungsraumes im Landesmuseum beschäftigte, der dem Besucher die Fundkeramik, die Gebrauchs- und Ofenkeramik des Hoch- und Spätmittelalters in chronologischer Folge zeigen soll.

Die Krüge und Töpfe erhalten noch etwas elegantere Form. Die Randleiste wird immer stärker betont und schmiegt sich stark dem Hals an. Die horizontale Furchung der Schulterpartie bildet fast den einzigen Dekor. Verschiedene Exemplare, aber lange nicht alle, zeigen Spuren schwacher Glasierung. Hingegen sind die Schalen, welche die verwandten Ränder übernehmen, häufig innen mit einer braungrünen, heute mattschimmernden Glasur versehen. Die Ofenkachel bleibt einmal als Pilzkachel weiter bestehen. Zum andern aber entwickelt sich nun die reine Reliefkachel, welche darnach in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. ihren künstlerischen Höchststand erreichen sollte. Von reinen Zweckstück wird die Ofenkeramik zum Schmuckgut. Die Modelleure, die Stecher schnitzen und stechen in Holz die prachtvollsten Negative, die dann ihrerseits dem Hafner als Ausformungen für seine Ware dienen. Vorerst wird der Pilz eingedrückt, und die einfache, runde Schalen- oder Tellerkachel entsteht daraus. Die Tellerfläche, ursprünglich glatt, wird schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit reichem Schmuck, vor allem mit Pflanzen- und Tiermotiven, versehen. Aus der runden, der Tellerkachel heraus, formt man ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts die viereckige Kachel, die Reliefkachel. Dadurch erhält der Ofen die geschlossene Form; die Kacheln selbst bilden die Ofenwandungen, wobei die einzelnen Kachelfolgen, durch Stäbe und Gurten von einander getrennt und durch Gesims- und Kranzkacheln oben abgeschlossen werden.

Beispielsweise auf Grund der Funde aus der Hasenburg, Kt. Luzern (1958/59 ausgegraben) läßt sich diese unglaublich schnelle Entwicklung deutlich ablesen.

Folgerungen

Es stellt sich nun folgender Fragenkreis: Welches sind die Probleme für die schweizerische Burgenforschung und was kann in der nächsten Zeit von ihr in unserem Lande erwartet werden? Es ist die Aufgabe, die wesentlichen **schweizerischen Burgentypen** herauszuarbeiten, und zwar einmal nach ihrer Entwicklung, dann nach ihrer Bauweise und Beeinflussung von „fremden“ architektonischen Elementen. Dazu kommt die Gruppierung nach Zweckbestimmung und nach Gründern. Es wäre interessant, herauszubringen, welches beispielsweise habsburgische, welches kiburgische, welches zähringische Burgen waren, und zwar zugeordnet, nicht nach dem zufälligen späteren in den Urkunden auftauchenden Besitz, sondern nach der Gründung. Dadurch müßte es möglich werden festzustellen, ob solche Wehranlagen baulich und geographisch nach einem bestimmten Plan errichtet worden sind.

Im weiteren sollte das Problem der **frühen Burgen** des 9., 10. und 11. Jahrhunderts angepackt werden. Unsere Kenntnis über die Holzburg sind bedenklich mager.

Ebenso sehr fehlt die klare Unterscheidung und Differenzierung der **Wehrbauten der verschiedenen Adelsklassen**. Ich erwähne nur die Frage der Wohnsitze der gehobenen Freien, die beispielsweise Dr. E. Stauber im Kanton Zürich zu sogenannten Verkehrstürmen ernannt hat. Hier hinein gehört auch die Untersuchung der Burgenanlagen und der festen Häuser der gehobenen Freien der Urschweiz, die in der eidgenössischen Befreiungsgeschichte eine so große Rolle spielten.

All dies kann also nur in Zusammenarbeit mit den Historikern, die sich mit dem Mittelalter, im besonderen noch mit der Adelsgeschichte, beschäftigen, erreicht und bewältigt werden.

Damit wäre nur die eine Seite beleuchtet. Eine Verintensivierung der **archäologischen Forschung** ist für die Zeit des Mittelalters äußerst dringend. Nur auf diese Weise können die oben angetönten Fragen restlos beantwortet werden, und vor allem

kann fast nur allein mit dem Spaten die „ritterliche Kultur“, die Lebensweise, der Lebensstandard erkannt werden. Es würden ja damit nicht nur die adeligen und ministerialen Schichten erfaßt, sondern es ließen sich weitgehend Rückschlüsse auf die andern Berufsstände ziehen, vor allem zum einfachen Landbewohner und zum Bürger und Handwerker.

Einen wertvollen Hinweis vermöchte uns das mittelalterliche **Verkehrsnetz** zu geben. Wir kennen es nicht oder nur ungenügend. Das Problem liegt allerdings nicht so einfach, weil das mittelalterliche Verkehrsnetz mit dem römischen, dem systematischen, militärisch zweckgebundenen nicht kongruent liegt. Sowohl im Mittelland wie in den Alpen sind starke Verschiebungen, insbesondere durch die gaumäßige Neuaufteilung des Landes und die sich bildenden Territorialherrschaften eingetreten. Neue Pässe, wie der Gotthardpaß, sind geöffnet worden, wodurch auch die Zufahrtswege eine ganz andere Bedeutung erlangten. Alte Schlüssel- und Weichenstellungen verloren an Wichtigkeit, andere bisher unbedeutende wurden in den ersten Rang erhoben und bedurften des Schutzes. Die Lage des Verkehrsnetzes war durch alle Zeiten für die örtlichen Bestimmungen von Wehrbauten in weitem Maße wegweisend.

Wir sind andererseits noch nicht in der Lage, die **Einflüsse** von Italien her, von Frankreich, etwas eher von Deutschland her, zu ermessen, weil die Handelsbeziehungen zu wenig bekannt sind. Ganz

besonders fehlt aber auch das Wissen der Einflüsse aus dem Orient aus der Zeit der Kreuzzüge.

Wie groß war die eigenständige, die **einheimische Kultur**? Ich glaube, daß die wenigen dargelegten Fragen zur Genüge darauf hinweisen, wie sehr wir bestrebt sein sollten, ein möglichst weitschichtiges Fundmaterial zu beschaffen. Erst mit der vergleichenden Arbeit, die allerdings zeitraubend und minutiös ist, wird eine Erhellung möglich sein. Um aber zweckentsprechend Grabungen vornehmen zu können, ist vorerst das notwendige **Kader heranzubilden**. Die **technische** Seite bedarf einer verhältnismäßig kurzen Zeit, aber die Schulung des Auges kann nur durch große praktische Erfahrung gefördert werden. Vielleicht ist dies für die Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben des Schweizerischen Burgenvereins, der bis anhin seine erste Pflicht, das Wecken des Interesses an den Burgen, wie ich glaube, erfüllt hat.

Diese Aufgabe der Heranbildung von Grabungskader drängt sich noch in einem anderen Zusammenhang sehr auf. Wir besitzen eine Großzahl von Ruinen, die des richtigen Schutzes bedürfen. **Vernünftige Konservierungsarbeit kann, das hat die Erfahrung gezeigt, ohne archäologische Untersuchung gar nicht geleistet werden**. Die rein technische Ausführung ist sicher Schwankungen unterworfen, die sachliche, wissenschaftliche Erfassung kann und darf keine Kompromisse eingehen.



Abb. 2 Falkenstein. 1798 abgebrannt. Rekonstruktion von H. Defalsch, Zürich 1935.



Abb. 2 Falkenstein. 1798 abgebrannt. Rekonstruktions-Modell im Schweiz. Landesmuseum, Zürich.

Internationales Burgeninstitut

(I. B. I.)

1961 haben drei Studienfahrten stattgefunden:

Vom 29. 5. — 4. 6. ein Besuch der Burgen und Schlösser auf der „Insel von Emerald“, Irland.

Mit 30 Teilnehmern aus England, Schweiz, Belgien, Niederlanden, Deutschland, Spanien und den Vereinigten Staaten. Ausgehend von Dublin besichtigte man das Casino in Marino, Howth Castle, Dunsoghley Castle (Bulletin I. B. I. 14, S. 31), leider Ruine wie fast alle Burgen in Irland, Malahide Castle (Besitzer Lord Talbot de Malahide), seit 1174 von demselben Geschlecht bewohnt.

1169 besetzten die Normannen von England her Irland und brachten Burgen in Stein dorthin, wobei sie in den ersten Jahren ihrer Eroberung nur Motten errichteten. Dublin Castle (1208—1220), umgebaut 1756—1761, zwei Landsitze aus dem XVIII.

Jh. Carton (1739) und Castletown. Russborough ein „mansion“ aus 1750, nach dem Entwurf vom deutschen Architekten Richard Cassels (1690—1751) und Francis Bindon gebaut. Castletown Cox, ein XVIII. Jh. Landsitz mit Palladio-Einflüssen, Carrick-on-Suir Castle, wo der Herzog von Ormonde im 1575 einen Flügel im Tudor-Stil an seine XIII. Jh. Burg (jetzt Ruine) anbauen ließ, Ruine von Cahir Castle, die größte Burg Irlands. Cashel, eine befestigte Kirche (1235—1270) mit Burg auf einer Felsenkuppe.

Die Teilnehmer sahen einen der charakteristischen „Round Tower“ (XI. Jh.), die wahrscheinlich als Wachturm (VIII — XII. Jh.) dienen, in der Zeit, da es in Irland noch keine Steinburgen gab. Man findet sie oft neben Kirchen, oder auch manchmal ganz allein stehend.

Dromoland (1830), Bunratty (1460), bis vor kurzem sehr vernachlässigte Burg, wurde in ihrem mittelalterlichen Zustand wieder hergestellt, um dem Publikum eine Idee zu geben, wie eine irische Burg (Wohnturm mit 4 Ecktürmen) ausgesehen hat, weil die übriggebliebenen Burgen in Irland entweder Ruinen sind, oder, wenn sie noch bewohnt oder für sonstige Zwecke Verwendung gefunden haben, im Laufe der Jahrhunderte fast völlig umgebaut worden sind. Birr Castle (1630 mit Teilen von früheren Burgen), ausgeplündert 1689, oftmals umgebaut, jetzt Landsitz. Clonmacnoise Castle, eine Burg aus dem XIII. Jh., aber von Cromwell im XVII. Jh. gesprengt, Trim Castle das damalige Zentrum der Normannischen „Besetzer“ und die größte Normannische Burg in Irland, (Berchfrit aus 1190, Ringmauer mit 5 Türmen und zwei Torburgen aus 1120). Dunsany Castle, gebaut im XV. Jh. an der Stelle einer Motte aus 1180.



I.B.I. Burgenfahrt durch Holland

Am 10. 9. begann eine Studienreise durch die Niederlande mit Besichtigungen von Wasserburgen und Schlössern, die Hollands große geschichtliche Bedeutung lebendig werden ließen, mit Besuch der Schlösser Doorn und Amerongen und den starken Erinnerungen an Kaiser Wilhelm II.

Vom 24. bis 30. September wurde die bereits 1960 durchgeführte Fahrt durch Burgund (I. B. I. Bulletin 1961, Heft 15) nochmals wiederholt.

In der Jahreshauptversammlung des I. B. I. am 10. 9. 61 in Maastricht/Holland waren die Kollektiv-Mitglieder Deutschland, Holland, Italien, Luxemburg, Österreich, Spanien vertreten; die Herren Dr. Villena (Spanien) und Le Clerc (Irland) wurden in den Vorstand gewählt. In der Vorstandssitzung des I. B. I. in Arnheim am 13. und 14. Januar 1962 wurde (bei Stimmenthaltung der deutschen Vertreter) beschlossen, den Sitz und die Geschäftsstelle des I. B. I. (Geschäftsführer van Engelenburg) einschl. Museum von Rapperswil nach Schloß Rosendael (Eigentümer W. F. T. Baron von Pallandt van Rosendael) bei Arnheim (Holland) zu verlegen. Dem zurücktretenden Präsidenten,

Herrn Dr. J. F. von Tschamer, Schloß Ortenstein (Schweiz), wurden herzliche Dankesworte für seine aufopfernde Tätigkeit ausgesprochen; bis zur Neuwahl des Präsidenten übernehmen die Vizepräsidenten Prof. Gazzola (Italien) und Prof. Dr. Spiegel (Deutschland) die Vertretung des Präsidenten.

Es soll 1962 eine Studienreise des I. B. I. nach Spanien vom 6. bis 12. Mai 1962, eine zweite Reise nach Frankreich vom 9. bis 15. September durchgeführt werden. Auskunft erteilt die Deutsche Burgenvereinigung.

Der Schweizer Burgenverein, Zürich, besuchte im Juni 1961 Burgen und Schlösser an der Donau, in der Oberpfalz und in Südbayern.

Die Studienfahrt des Österreichischen Burgenvereins führte 1961 durch Kärnten, die des Steierischen Burgenvereins durch Nieder-Österreich.

Wir sorgen uns – wir klagen an!

Schloß Spielberg ist der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. Das markanteste Wahrzeichen des mittelfränkischen Hahnenkammgebietes ist vom Verfall bedroht. Das heutige Schloß selbst ist ein Bau aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die ältesten erhaltenen Aufzeichnungen über Spielberg stammen aus dem 12. Jahrhundert; 1147 wird ein Adelsgeschlecht der Herren von Spielberg genannt. Die äußere Umfriedung ist schadhaf und stellenweise eingestürzt, während die innere Mauer vor etwa sieben Jahren aus den vom Landesauschuß und vom Fürsten von Oettingen bereitgestellten finanziellen Mitteln renoviert werden konnte. Wuchtig wirkt das Hauptgebäude und lustlos zugleich. Mit Brettern verschalt ist der Großteil der Fenster, der Verputz blättert ab und ein starker Riß bestätigt, daß in dem Bauwerk der Verfall nistet; der Anbau, der einst vor einem Brande die Höhe des jetzigen Hauptgebäudes hatte, ist völlig verwahrlost. Geräumige Stuben und Säle, deren Decken zum Teil beschädigt und abgehoben sind, wirken in ihrer Leere unheimlich. Im Rittersaal ist ein Stück der Decke abgefallen. In einem der Eckzimmer klafft ein handbreiter Riß, hier müßte die im Rahmen des Möglichen gelegene Gegenmaßnahme einsetzen: neue Bindung der Mauerteile, Versteifung durch Klammern, wahrscheinlich eine teilweise Aufmauerung, Vorkerhungen, die nicht zu lange verzögert werden dürfen. Ein Wahrzeichen geht seinem Ende entgegen, wenn für die Instandsetzung des Schadens nicht vordringlich die erforderlichen Mittel aufgebracht werden.

F. Trapp



Burg Spielberg: „Geschlossen“



Burg Spielberg. Wasserschäden



Burg Spielberg. Wände reißen, Decken stürzen ein